



Hinabgestiegen in das Reich des Todes

HEUTE ruft der Hades seufzend:

«Es wäre besser für mich gewesen,
ich hätte den von Maria Geborenen nicht aufgenommen.

Indem er bei mir eintrat,
hat er meine Macht vernichtet,
die ehernen Tore zerbrochen
und die Seelen, die ich zuvor gefangenhielt,
da er Gott war, auferweckt.»

Ehre, o Herr, sei Deinem Kreuz und Deiner Auferstehung.

HEUTE ruft der Hades seufzend:

«Meine Macht ist vernichtet.

Ich habe diesen Toten wie einen der Sterblichen
aufgenommen.

Doch diesen vermag ich in keiner Weise gefangen zu halten,
sondern werde durch ihn derer beraubt,
über die ich herrschte.

Seit Ewigkeit besaß ich die Toten,
aber dieser erweckte sie alle.»

Ehre, o Herr, sei Deinem Kreuz und Deiner Auferstehung.

HEUTE ruft der Hades seufzend:

«Meine Macht wurde aufgezehrt.

Der Hirte wurde gekreuzigt, und Adam ist auferstanden.

Ich wurde derer beraubt, über die ich herrschte.

Und die ich verschlang, als ich es vermochte,
alle habe ich sie ausgespieen.

Der Gekreuzigte hat alle Gräber geleert.

Die Macht des Todes hat ihre Kraft eingebüßt.»

Ehre, o Herr, sei Deinem Kreuz und Deiner Auferstehung.

VESPERLIED ZUM KARSAMSTAG

Aus: Gebete aus der orthodoxen Kirche, übersetzt von Robert Hotz, Benziger-Verlag 1982

OSTERN

Meditation: Um eine Antwort auf die Gleichung «tot ist tot» - Der hingerichtete Jesus entmachte den Tod, weil es in seinem Leben keine «toten Strecken» gab - Liebe als Lebendigkeit - Deren Chance ist an Ostern Gewißheit geworden.

Alfons Schäfer, Elbingerode

PORTRÄT

Zum Tode von Gershom Scholem: Erforscher der Kabbala und Darsteller jüdischer Mystik - Bei ihm waren umfassendes Denken und differenzierte Gelehrsamkeit verbunden - Der rationale Kern in der Analyse mystischer Phantasie - Ein literarisches Kunstwerk über den «falschen Messias» (Sabbatai Zwi) - Autobiographisch: Von Berlin nach Jerusalem - Zum heutigen Verhältnis von Juden und Deutschen - Briefwechsel mit Walter Benjamin - Ein Genie der Freundschaft.

Hellmut Becker, Berlin

JUDENTUM

Kabbala - Kraft und Deutung des Judentums: Für den Mystiker ist die Thora ein lebendiges Gefüge von Symbolen zur Beschreibung der Welt - In ihr spiegelt sich das innere Leben der Einheit Gottes - Theistische Idee der «Selbstbeschränkung Gottes» in der Schöpfung - Heutiges Interesse? - Kabbala als lebendige Kraft in der jüdischen Geschichte.

Gershom Scholem (gest. 21. 2. 82)

LYRIK

Gedichte als Zeugnisse der Menschenwürde: Lyrik aus den NS-Konzentrationslagern - Schreiben war Leben, Überleben - Letzte Verweigerung gegenüber den Verfolgern - Verzweiflung und Tapferkeit - Im gläubigen Judentum «Liebe zum Schicksal» und messianische Zuversicht - «Aber dort hinten ist Licht» - Das Paradox für die Nachfahren: Man konnte die Unmenschlichkeit nicht in Worten beschreiben und *mußte* es trotzdem tun - Gedichte von Überlebenden: Orientierung an Hiob - Für die namenlosen Toten lebensrettend im nachhinein.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

ZENTRALAMERIKA

Christus stirbt heute in El Salvador: Stellungnahme für die Kämpfenden - Frühere Erfahrungen mit «Wahlen» - Die Option der Frente Farabundo Martí und die Strategie der Junta - Terror und Einschüchterung - Wo lebt die «Kirche des Volkes»? - Ihr Wirken unter den Flüchtlingen und zur Information der Öffentlichkeit - Sie bringt die Menschen zusammen.

Plácido Erdozain/L. K.

Politische Dimension des Kirchenkonflikts in Nicaragua: Wachsende Distanz der Mehrheit der Bischöfe zum revolutionären Prozeß - Entfremdung gegenüber kirchlicher Basis - Versetzung von Priestern und Ordensschwestern: innere Angelegenheit der Kirche? - Ungebrochene Wirtschaftsmacht des Bürgertums bedient sich der Volksreligion - Die Rolle von «La Prensa» - Ein offener Brief von Basisgemeinden.

Maria Rosaria Regolati, Zürich

OSTERN

«Tot ist tot», das scheint das letzte und höchste Ergebnis europäischen Denkens zu sein. Ist es nicht das größte Armutszeugnis? Wer sind die «Primitiven»: die germanischen oder slawischen Vorfahren in unserem Raum, die ihren Toten Gaben und Nahrung mit ins Grab legten für den letzten Weg, dessen Ziel sie zwar nicht kannten, aber irgendwie ahnten und glaubten, oder die Heutigen, die dieses Geheimnis des Hineinsterbens in die Ungewißheit eines ewigen Schicksals mit der scheinbar wissenschaftlichen, mathematisch klingenden Gleichung: «tot ist tot» (nach dem Modell $a = a, b = b$) zu erklären meinen?

Was erklärt das? Gar nichts. Es verdeckt nur die Frage, die der Tod immerhin ist und bleibt.

Nein, die Antwort muß von ganz woanders her kommen. Sie kann nur von innen her kommen, aus dem Leben, aus der Erfahrung, aus dem Experiment, das Leben zur Liebe zu machen, mit dem Risiko, dabei draufzugehen.

JESUS VON NAZARET ist ja nicht einfach gestorben. Er ist hingerichtet worden. Als junger Mann, der gerade angefangen hatte, einen neuen Weg zu gehen, der allen den Atem verschlug. Er war von Gott gesandt, er kam aus dem Leben Gottes, er war Gottes Sohn, er lebte das Leben des Menschen, um in diesem Leben den Tod zu entmachten (den er erlitt). Das konnte er, weil es in seinem Leben keine «toten Strecken» gab («tote Werke» nennt das Hl. Schrift auch). Leben und Liebe waren deckungsgleich. Es gibt keinen Moment im Leben Jesu, in dem er nicht geliebt hätte. Es gab keinen Menschen im Leben Jesu, den er nicht geliebt hätte – ob es sich nun um seine Mutter handelt oder um einen reichen Geldsack oder einen Leprakranken oder ein stadtbekanntes Flittchen oder einen Hauptmann der römischen Besatzungsarmee oder einen Terroristen, der neben ihm am Kreuz hängt, oder einen Freund, der ihn im Ernstfall plötzlich nicht mehr kannte, oder den, der ihn ans Messer lieferte, ja sogar die Mitglieder des Hohen Rates, die seine Hinrichtung planmäßig vorbereitet hatten: Er ringt um ihr Leben, er bittet für sie: «Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Seine Liebe will sie verändern, sie selber zu Liebenden machen.

VIELE haben es *vorher* versucht, das Leben so lebendig zu machen – durch Suchen, Fragen, Werte finden, Liebe üben –, daß der Tod nicht mehr so wichtig schien, z. B. Sokrates, der freudig den Giftbecher trank, den man ihm als Hinrichtung gewährte. Aber es bleibt die bange Frage: Hat sich das gelohnt? Ist Nachruhm Leben, das ich selbst noch er-lebe? Oder ist es nicht wichtig, das selbst noch zu erleben? Lebt einer einfach im Gedächtnis der anderen weiter? Welch Glück, wenn er etwas Wichtiges schrieb oder sagte vorher! Aber die vielen, denen das nicht vergönnt war ...? oder von denen es niemand notiert hat? Viele haben es *seither* versucht, das Leben so lebendig zu machen in der Nachfolge Christi. Es ist seit seinem Leben und Leiden sinnvoller geworden, seit seinem Sterben und Auferstehen einleuchtender und hoffnungsvoller. Aber es ist nach wie vor allen Fragen offen. Niemand kann etwas beweisen, höchstens, wer sagt: «tot ist tot.» Das leuchtet jedem ein, es ist so ergreifend schlicht, daß es jeder fassen kann. (Er muß nur sein Herz ausschalten, denn die Liebe liebt so törichte Sprüche nicht. Es ist einfach zu banal.) Nein, Beweise gibt es nicht. Die Liebe kennt nur einen Beweis: ihre Lebendigkeit. Sie weiß, daß sie von außen nicht ausgelöscht werden kann. «Viele Wasser vermögen die Liebe nicht zu löschen. Stärker als der Tod ist die Liebe.» Sie kann sich nur selbst auslöschen, indem sie sich zurückt. **L. K.**

In *Ingeborg Bachmanns* «Der Mann aus Manhattan» gibt es einen Bombenleger, der darauf spezialisiert ist, wirkliche Liebe zu töten (und die Liebenden), wo immer er sie entdeckt. Als er seine Killer ausschickt, um zwei junge Menschen, eine Schwarze und einen Weißen, die allmählich zu echter Liebe gefunden haben, zu liquidieren, treffen sie nur die junge Frau an und tö-

ten sie. Sie wußte im Augenblick ihres Sterbens nicht, daß ihr Freund, der schnell noch mal in die Kneipe gehen wollte, dort unten im letzten Moment seine Liebe vergaß. So kam er mit dem Leben davon. Aber was für ein Leben ...!

RADIKALE Liebe in der Nachfolge Christi, ganze Liebe, Liebe zum Gegner, Liebe zu Ungeliebten, «Unwürdigen», Liebe zu den falschen Leuten, offiziell Toterklärten oder Totgeschwiegenen muß vernichtet werden, Liebe kann nur in den Maßen zugelassen werden, die von einer Gruppe angeordnet und vorgeschrieben werden.

Jesu Liebe war nicht «maßgerecht». Sie war wie ein Strom, der über die Ufer getreten ist und alles überschwemmt. Man baute einen Damm und fing das Hochwasser ab, man kanalisierte den Strom, und nun floß das Wasser brav ab. So hatte man noch einmal das Land gerettet. «Es ist besser, wenn einer für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht.» Sehr plausibel! Und es stimmt auf eine unvorhersehbare Weise: Es war besser, daß er der Liebe treu blieb und für sie starb, als wenn das ganze Volk, die ganze Menschheit, in ihrer Liebesarmut («Sünde») zugrundegegangen wäre.

NUN IST Hoffnung. Er wurde von Gott auferweckt. Zeugen haben mit ihm gegessen und getrunken. Wir auch. Darum können und dürfen wir auch Zeugen sein für die Auferstehung der Liebe aus dem Tod der Liebe. Liebe hatte immer eine Chance, solange Menschen auf der Erde leben. Aber jetzt ist die Chance Gewißheit geworden, weil «jeder, der ihm (und seinem Weg) vertraut, durch seinen Namen Vergebung der Sünden erlangt» (Apg 10, 43): Auferstehung der Liebe aus «toten Werken» ist für jedermann möglich!

Ein Mitmachen mit der Auferstehung, die Jesus begann, könnte es sein, daß wir alle, die für uns «erledigt» sind, wieder zum vollen Mitleben zulassen. Wäre das zu Ostern zuviel verlangt? Aber wie wollen wir sonst Ostern feiern? Würde es sonst nicht eine falsche Feierlichkeit, die niemandem nützt und auch uns nicht befreit?

Alfons Schäfer, Elbingerode

DER AUTOR dieser Osterbetrachtung ist Pfarrer in der DDR. Er grüßt mit dem Wunsch: *Freie Ostern!* Wir geben diesen Gruß weiter an unsere Leser in all den Ländern, die diese Nummer erreicht. *Die Redaktion*

Zur Titelseite

Der Abstieg Jesu in die Unterwelt, so schreibt *Robert Hotz* zu unserem Text, sei zum «eigentlichen Osterbild der Orthodoxie» geworden: «Man sieht, wie der Herr den Eingang zur Hölle zerbricht und die Gerechten der Vorzeit aus dem Abgrund des Hades heraufführt.» – Hotz hat für seine dieser Tage erscheinende Sammlung «*Gebete aus der orthodoxen Kirche*» nicht nur die schönsten Texte ausgewählt, er hat sie auch selber neu übersetzt und kommentiert, nicht zuletzt durch Beschreibung der zugehörigen Riten. Den Zugang zu dieser für viele fremden Welt erleichtert er durch Erklärung der Symbole und eine Einführung in das ganze Bilddenken des christlichen Ostens: «Alles ist Bild – und das Bild ist alles», lautet denn auch die Überschrift des letzten, zusammenfassenden Kapitels. Man erfährt darin nicht nur den Sinn der Ikone und ihrer «umgekehrten Perspektive», man wird auch mit liturgischen Texten zu deren Weihe konfrontiert: Auch der geschichtliche Hintergrund – hier der Bilderstreit im 8. Jahrhundert – sowie der geistesgeschichtliche Kontext (Einfluß des Neuplatonismus) werden aufgezeigt. Ein einleitendes Kapitel informiert über die Entstehung der byzantinischen Liturgie (in ihren drei nach Basilius, Chrysostomus und Jakobus benannten Versionen), ferner über Grundmotive (mystische Rekapitulation der Heilsgeschichte, Kirche als himmlischer Hofstaat) und schließlich über die Beziehung zu den vorchristlichen Mysterienkulten im Sinne der «Inkulturation» christlicher Liturgie. Umrahmt von Texten zur «Grundstruktur» der Eucharistiefeier und aus dem Offizium (Achttonzyklus: Das Gebet als poetisches Lied), stehen im Zentrum der Sammlung Gebete aus der Abfolge des Kirchenjahres (als «Widerspiegelung christlichen Lebens»), besonders aber aus der Fastenzeit und dem Osterfestkreis. **L. K.**

¹ In der Reihe «Vergessene Gebetsschätze» des Benziger-Verlags, 144 S., Fr./DM ca. 19.80.

«Wenn ein Weiser stirbt, kann niemand ihn ersetzen»

Zum Tode von Gershom Scholem

Am Sonntag, dem 21. Februar, um 3 Uhr früh, ist Gershom Scholem in Jerusalem gestorben. Am Montag, dem 22. Februar, mittags, wurde er – nach jüdischer Sitte – in ein weißes Leinentuch gehüllt, um das noch das blaue Tuch der Hebräischen Universität Jerusalem gewickelt war, auf dem freien Platz zwischen der Van Leer Stiftung und der Akademie der Wissenschaften aufgebahrt. Das geistige Israel war zusammengelassen, aber auch der Staatspräsident und viele Politiker waren anwesend. Es sprachen Scholems Freund, der Philosoph und langjährige Präsident der Universität Jerusalem, Nathan Rotenstreich, und der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Ephraim Urbach. Dieser schloß seine Rede mit den Worten: «Seine Werke und Forschungen bleiben das tägliche Brot aller, die auf irgendeinem Gebiet der Wissenschaft des Judentums, der Religionsgeschichte und des menschlichen Denkens tätig sind. Wir betrauern den Tod von Gershom Scholem und finden Trost in der Fülle des reichen Werkes, das er hinterläßt. Mit diesem Trost wenden wir uns an seine Gemahlin Fanja, die sein Leben und Schaffen mit Verständnis und Liebe begleitet hat. Es gibt nur wenige Menschen, auf die man das Wort beziehen kann: «Wenn ein Weiser stirbt, kann niemand ihn ersetzen.» Sein Andenken sei gesegnet.»

Es war ungewöhnlich, diesen pathetischen Satz aus dem Munde eines nüchternen Gelehrten zu hören. Aber als ich auf diesem Platz stand und nachher zusammen mit dem Religionsphilosophen Ernst Simon auf dem Wege über den Mount Scopus, dem Sitz der Universität Jerusalem, bis zum Friedhof dem Leichnam Gershom Scholems folgte, war mir klar, daß ich wohl nie mehr in meinem Leben einem in dieser Weise universalen Wissenschaftler begegnen würde. Scholem hat Mathematik gelernt und ist auf dem Wege über die Philologie Philosoph und, wenn man so will, Mystiker geworden. Bevor ich Scholem kennengelernt habe, glaubte ich, daß diese Form umfassenden Denkens und differenzierter Gelehrsamkeit in unserer Zeit nicht mehr möglich wäre. Scholem war nicht nur in der Lage, Rationalität und Glauben zu vereinen, er hat die Technik der wissenschaftlichen Detailarbeit in einer einmaligen Weise mit großem Überblick zu verbinden gewußt. Frei von allen deutschen Wegen der Verinnerlichung in religiösen Fragen, war er in der Lage, einzelnen Problemen minutiös über Jahre nachzugehen und zugleich den Gesamtzusammenhang nie aus den Augen zu verlieren und ihn für seine Hörer und Leser lebendig zu machen.

In einem Interview mit der «Jerusalem Post» hat er vor 15 Jahren über die Kabbalisten gesagt: «Sie wußten Dinge, die wir verloren haben. Die fortlaufende Konzentration des Denkens innerhalb eines sehr engen Feldes ist ein Element davon.» Schon dieser eine Satz zeigt, wie es ihm gelingt, den rationalen Kern in der Analyse mystischer Phantasie aufzuzeigen. Wir verdanken Gershom Scholem die Gesamtdarstellung jüdischer Mystik, die Aufklärung auch noch der ausgefallensten Elemente der Kabbala, dabei aber auch die großartige Analyse des Sabbatai Zwi, des falschen Messias aus dem 17. Jahrhundert. Leider liegt sein Buch über Sabbatai Zwi noch nicht in deutsch, sondern nur hebräisch und englisch vor. Die unnachahmliche Art, wie es ihm gelang, die Gestalt dieses falschen Messias zu erfassen, dem damals die Juden in der halben Welt folgen wollten und der zum Islam übertrat, weil er glaubte, daß man sündigen müsse, um wieder zu Gott aufsteigen zu können, hat wohl jedem Leser nicht nur ein gelehrtes Meisterwerk, sondern auch ein literarisches Kunstwerk geschenkt. Dabei ist gerade dieses Buch ein Produkt sorgfältigster Einzelforschung. Kabbala und jüdische Mystik, der «Lügenmessias» und sein Weg waren den Menschen weitgehend verschleiert, und zwar auch den Juden selbst. Scholem hat diese ganze Welt erforscht, er hat sie gelebt und sie dargestellt. Damit hat er eine große Leistung für die Erkenntnis von Religion überhaupt vollzogen.

Martin Buber hat stärker in die christliche Welt hineingewirkt, aber Gershom Scholem verdanken auch die Christen die bedeutendere religiöse Erkenntnis.

Gershom Scholem entstammte einer assimilierten Berliner jüdischen Familie, die zwar nicht zum Christentum übergetreten war, aber sich dem Deutschtum so intensiv wie möglich anzupassen versuchte. Unvergessen für jeden Leser die Szene, die er in seinem Lebensbericht «Von Berlin nach Jerusalem» beschreibt, in der die Eltern dem jungen Zionisten, den sie nicht verstehen konnten, ein Bild von Herzl unter den Weihnachtsbaum – den diese Familie in Anlehnung an deutsche Gewohnheiten anzuzünden pflegte – gestellt hatten. Eine kaum nachvollziehbare Lebensleistung, wie sich der junge Gerhard in Berlin als Schüler privat die Kenntnisse der hebräischen Sprache und des Talmud verschaffte, die in seinem Elternhaus nicht gepflegt wurden. Immer mehr wird ihm die Assimilation als jüdische Lebenslüge klar, und mit großer Schärfe hat er diese Lüge sein Leben hindurch immer wieder festgestellt; dabei war er nicht blind gegenüber den großen kulturellen Leistungen, die aus eben dieser deutsch-jüdischen Assimilation entstanden sind. Als Zionist hat Scholem mit Ernst Simon und Martin Buber den Gedanken des Zwei-Völker-Staates der Juden und Araber in Palästina vertreten. Erst unter dem Eindruck des Holocaust hat er sich später zum jüdischen Staat Israel mit arabischer Minderheit bekannt.

Seit 1923 hat Gershom Scholem in Jerusalem gelebt, seit 1936 durch alle politischen Wirrnisse im von Juden deutscher Herkunft geprägten Stadtteil Rechavia in derselben Wohnung, in der die alten Bücher der Juden in seltenen Ausgaben in allen Zimmern bis an die Decke hinauf standen; ein Gelehrtenheim einmaliger Prägung. Man möchte wünschen, daß es als ein Studienort auf die Dauer erhalten bliebe. Die von Scholem zeit seines Lebens mit viel Spürsinn gesammelte Bibliothek hat er der Hebräischen Universität hinterlassen.

Von dieser Wohnung aus hat er auch den Weg zurück nach Deutschland genommen. Vor allem 1966 auf dem jüdischen Weltkongress in Brüssel mit seinem berühmten Vortrag über Deutsche und Juden, der eine klare Abgrenzung enthielt und gegen alle verschwommenen deutschjüdischen Begegnungen und Gesten des Verzeihens gerichtet war. Aber zugleich standen in diesem Vortrag folgende Sätze: «Fruchtbare Beziehungen zwischen Juden und Deutschen, in denen eine bedeutende und ebenso sehr eine die Sprache lähmende, grauenhafte Vergangenheit aufbewahrt und neu verarbeitet werden soll, sie müssen, wenn anders sie noch einmal aktuell werden können, im Verborgenen vorbereitet werden. In solchem neuen Wirken liegt die einzige Garantie, daß die öffentlichen Beziehungen unserer Völker nicht von gefälschten Losungen und Forderungen vergiftet werden. Schon nagt der Wurm der Heuchelei an den zarten Wurzeln! Zu einem neuen Verständnis bedarf es, wo Liebe nicht mehr aufgebracht werden kann, anderer Zutaten: *der Distanz und des Respektes, der Offenheit und Aufgeschlossenheit und mehr als alles, des reinen Willens.*»

Ein Ausdruck dieses «reinen Willens» war es, daß Scholem in den letzten 15 Jahren immer mehr Bücher auf deutsch veröffentlicht hat. Die drei Bände «Judaica» sind eine Einführung in das jüdische Denken, die in dieser Zusammenstellung nur als ein Geschenk an die Deutschen begriffen werden können; die kleine Schrift über einige Grundbegriffe des Judentums gehört ebenfalls hierher. «Judaica 1» vermittelt Grundelemente jüdischen Denkens von der messianischen Idee bis zu den 36 verborgenen Gerechten. Wir begegnen den Einzelheiten von Scholems Forschungen und zugleich der Gesamtheit jüdischen Denkens. «Judaica 2» erörtert das Verhältnis von Juden und Deutschen und beschreibt moderne jüdische Geistigkeit an drei

Kabbala – Von der lebendigen Kraft im Judentum

Was die Kabbalisten als Erscheinung in der Geschichte des jüdischen Volkes und des Judentums als Phänomen auszeichnet, ist im wesentlichen die symbolische Auffassung der Welt, die Auffassung des Judentums als eines symbolischen Körpers, in dem etwas Unaussprechbares sichtbar wird, nämlich die Gesamtheit der Welt, die Totalität der göttlichen Offenbarung in der Welt. Die Kabbalisten versuchten, ihre Welt so zu beschreiben, daß sie gleichsam wieder spiegelt einen göttlichen Lebensprozeß, einen Offenbarungsprozeß, in dem Gott sich der Welt mitteilt. Und dieser Prozeß, der in Gott selber abläuft, der spiegelt sich wider in seiner Schöpfung. Diese symbolische Auffassung der Welt, die die Kabbalisten mit sehr vielen Mystikern anderer Religionen teilen, ist für mein Gefühl einer der wesentlichen Aspekte der Kabbala. Und so gilt fürs Judentum, um darauf zu sprechen zu kommen, daß zwei Dinge für einen jüdischen Mystiker wesentlich sind, nämlich eine mystische Auffassung der Offenbarung, der Thora, die nicht mehr nur das ist, was da buchstäblich steht, sondern ein unendlich lebendiges organisches Gefüge von Symbolen, die die Welt beschreiben, darstellt. Und: der jüdische Mystiker wird ausgehen von der jüdischen Grundvorstellung und Grundidee des Monotheismus und diese Idee des einen Gottes nun auf seine Weise mystisch verlebendigen, indem er nämlich der Einheit Gottes ein geheimes inneres Leben, das sich in der Welt spiegelt, zuschreibt.

Das verborgene Leben Gottes spiegelt sich in der Welt

Es gibt innerhalb solcher mystischen Vorstellungen wie der Kabbala im Judentum ganz verschiedene Möglichkeiten. Sie können innerhalb solcher Gedankengänge und symbolischen Repräsentationen zum Beispiel pantheistische Gedankengänge haben, die die Welt irgendwie in Gott hineinnehmen, und sie können streng theistische Formen derselben Symbolik haben, die zwischen Gott und der Welt einen durchaus klaren Abgrund aufreißen: der Schöpfer und die Schöpfung sind nicht zueinander zu bringen. Beides ist im Bereich mystischer Vorstellungen möglich, auch in der jüdischen, nicht nur in der christlichen oder in der islamischen Mystik, von denen ja vielleicht bekannt ist, daß da Pantheismus und Theismus immer in einer starken Spannung lagen. Auch im Judentum ist das sehr deutlich der Fall: es gibt pantheistische Möglichkeiten der Symbolik, wie sie sich in dem Grundwerk der Kabbala, dem Buche Sohar, «Vom Glanz Gottes», um 1280 niedergeschlagen haben, und es gibt streng theistische Vorstellungen, wie sie zum Beispiel in der Kabbala, die hier in Safed in Israel 1570 entstanden ist und die von größtem Einfluß auf das spätere Judentum war, sich ausgebildet haben. Isaak Luria, der berühmteste aller späteren Kabbalisten, hat die Vorstellung entwickelt, welche die alte Kabbala nur sehr schemenhaft gekannt hat, von der Selbstbeschränkung Gottes in der Schöpfung. Dies ist eine streng theistische Idee, ein neues Symbol: Damit überhaupt eine Welt existieren kann, die nicht von vornherein Gott ist, muß Gott sich zusammengezogen haben; er hat eine Selbstbeschränkung seines Wesens vorgenommen, durch die die Möglichkeit in ihrem realen geistigen Sinn zugleich entstanden ist, daß Sein überhaupt existiert, das nicht Gott ist. Wie könnte denn überhaupt ein Sein existieren, das nicht Gott ist, wenn Gott nicht die Möglichkeit dazu gegeben hat? Das heißt, warum sind wir nicht alle Gott? Doch nur dadurch, daß Gott sich sozusagen auf sich selber zurückgezogen hat, um uns Platz zu machen, wie das recht naturalistische Symbol heißt. Diese Vorstellung, hebräisch «zimzum», das heißt «die Selbstbeschränkung Gottes», ist

eines der grundlegenden Symbole der späteren Kabbalisten, es hängt tief zusammen mit symbolischen Formulierungen dieser späteren Kabbalisten, und die hängen nach meiner Überzeugung wieder zusammen mit der Erfahrung der spanischen Juden von dem Grauen und der Grausamkeit des Exils, das hier auf Gott selber übertragen wird.

Von der Wirksamkeit mystischer Symbole

Mich hat die Frage sehr beschäftigt, ob eine rein halachische, eine rein gesetzesmäßige Auffassung des Judentums aus sich selbst imstande gewesen wäre, genügend Vitalität herzugeben unter den Stürmen der Geschichte und der Verfolgung für diese Gruppe, dieses Volk, diese Gemeinschaft der Juden – die Worte sind ganz gleichgültig ... was hat die Juden am Leben erhalten in den Stürmen der Geschichte? Ich meine, da hat die Kabbala eine bedeutende Rolle gespielt, und gerade für die, die religiös am empfänglichsten waren. Denen gab sie eine Antwort, eine sehr eindrucksvolle und zum Teil sehr erfolgreiche Antwort, die für die Existenz der Juden in der geschichtlichen Welt etwas bedeutete, nämlich ihnen diese Existenz symbolisch deutete als Darstellung irgendeiner tieferen Wirklichkeit. – Was die Gegenwart angeht, so ist das Interesse, das diese Dinge, diese Schriften in unserem Land erwecken, sehr verständlich. Ich würde nicht sagen, daß für das, was gerade aktuell hier im Land Israel geschieht, die alten Symbole noch brauchbar sind, also für dessen Interpretation. Da ist es schon sehr fraglich, ob diese Symbole, auch wenn wir versuchen, sie zu erhellen und in ihrem Zusammenhang sinnvoll wieder zu verstehen, noch wirkungsvoll sein werden oder können. Das hängt mit der Frage zusammen, ob wir heute noch einen gemeinsamen Bezug auf ein Koordinatensystem der Offenbarung haben, einer Heiligen Schrift, deren Autorität anerkannt ist wie früher, wo die Kabbala sich auf eine Deutung dieser Schrift oder Schriften beziehen konnte in einer autoritativen Form. Das fehlt heute. Aber was uns heute anzieht, was mich jedenfalls an diesen Dingen heute anzieht, das ist die Funktion, die die kabbalistischen Ideen und Vorstellungen in ihren sehr mannigfachen Ausbildungen in der jüdischen Geschichte gespielt haben. Das ist noch heute von Interesse. – In einer Zeit, in der das Judentum möglichst spiritualisiert wurde, vom 18. Jahrhundert an, vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert, wurden natürlich Äußerungen der jüdischen Vitalität, die nicht in das rein humanistisch-rationale Weltbild paßten, nicht gern gesehen; daher die Abwendung von messianischen Ideen, daher auch die Abwendung der Juden von mystischen Ideen, welche um 1850 nicht sehr gern gesehen wurden in der nicht-jüdischen und auch in der jüdischen Welt. Auch in einem Judentum, das in der nicht-jüdischen Welt aufzugehen versuchte, wurden solche Ideen nicht sympathisch aufgenommen. Heute liegt das ganz anders. Wir sehen das Judentum als etwas Lebendiges, als eine Gemeinschaft, ein Volk, das sich selbst zu verwirklichen versucht und eine Aufgabe in eigener Verantwortung sucht. Und dabei spielt dann die Geschichte der mystischen Überlieferung und dessen, was sie bedeutet hat für das Leben der jüdischen Gesellschaft, eine große Rolle und hat ein Interesse.

Gershom Scholem

Ausschnitt aus einem Gespräch mit Jörg Drews, Erstsendung im ARD-Fernsehprogramm des Saarländischen Rundfunks vom 20. 6. 1976. Vollständige Fassung: Gershom Scholem, *Und alles ist Kabbala*, München 1980. Das Interview, im leichtgesprochenen Wort, ist kein Text nach Art von Scholems Werken; aber in seiner Spontaneität gibt es seine Haltung wieder. (Red.)

Menschen, die in besonderen Beziehungen zu den Deutschen standen: dem Dichter Agnón und den Philosophen Martin Buber und Walter Benjamin. «Judaica 3» umfaßt ausgesuchte Studien zur jüdischen Mystik.

Das Buch «Walter Benjamin - die Geschichte einer Freundschaft» und die Veröffentlichung des umfangreichen Briefwechsels zwischen Walter Benjamin und Gershom Scholem hat den Deutschen ein Dokument geistiger Auseinandersetzung und Verbundenheit gegeben, wie es die deutsche Literatur sonst kaum besitzt. Durch das Benjamin-Buch zieht sich die Auseinandersetzung zwischen der Faszination, die für Benjamin der Kommunismus birgt, der sich für ihn vor allem in seinem Freunde Bert Brecht verkörpert, und dem Zionismus, zu dem sich Gershom Scholem nicht nur bekannt hatte, sondern den er in seinem israelischen Alltag lebte. Wir lernen in Gershom Scholem ein Genie der Freundschaft kennen; wir sehen, wie man einen Menschen lieben und ihm trotzdem in detaillierter Auseinandersetzung gegenüber treten kann. Scholem ist ein dialektischer Denker. Jürgen Habermas hat gezeigt, daß in den von Scholem wiederentdeckten kabbalistischen Schriften Grundlagen des dialektischen Denkens liegen, lange vor Hegel und Marx.

Wer an den Wurzeln unserer eigenen Religion, des katholischen und evangelischen Christentums, nicht vorbeigehen will, der sollte sich den Büchern Gershom Scholems zuwenden. Wer sehen will, wie Aufklärung und Religion zusammengehören können, der wird von diesem Mann, der die jüdische Mystik neu belebt hat, lernen. Wer darüber hinaus sehen will, wie die Deutschen nicht eine unmögliche Verzeihung erbitten, sondern einen neuen Weg zum jüdischen Volk finden können, der muß insbesondere Scholems Arbeiten über Juden und Deutsche lesen. Wer wissen will, wie in einer wissenschaftlichen Zivilisation Glaube lebt, der kann bestimmt an Gershom Scholem nicht vorbeigehen.

Im Herbst 1981 folgte der 84jährige einem Ruf für ein Jahr an das neu gegründete Wissenschaftskolleg in Berlin, in dem für die Bundesrepublik erstmalig der Gedanke eines Advanced Study Center realisiert werden sollte. Gershom Scholem hielt den Eröffnungsvortrag über die Kabbala in der europäischen Geistesgeschichte und begann ein Seminar im kleinsten Kreise über

den Sohar, das wichtigste Buch der Juden neben der Bibel und dem Talmud. Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Vitalität er in den wenigen Wochen zum geistigen Mittelpunkt ausgewählter Gelehrter aus der ganzen Welt wurde. Vor mir liegt ein bewegendes Bild: Der lachende Scholem im Gespräch mit den links und rechts neben seinem Stuhl knienden Pädagogen Hartmut von Hentig und dem Anthropologen und Soziologen Ivan Illich. Scholem hat kurz vor seinem Tode in Berlin noch einmal gezeigt, wie der lebendige Geist in der Lage ist, Wissenschaft und Glauben als Einheit zu leben und zu vermitteln.

Hellmut Becker, Berlin

DER AUTOR, Prof. Dr. h.c. Hellmut Becker, ist Leiter des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin.

Ausgewählte Bibliographie

Judaica. Band 1. Erstaussgabe 1963, Frankfurt 1977.

Judaica. Band 2. Erstaussgabe 1970, Frankfurt 1977.

Judaica. Band 3. Studien zur jüdischen Mystik. Erstaussgabe 1970, Frankfurt 1977.

Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen. Erstaussgabe Zürich 1957. Als suhrkamp taschenbuch wissenschaft 330, Frankfurt 1980.

Ursprung und Anfänge der Kabbala. Berlin 1962.

Zur Kabbala und ihrer Symbolik. Erstaussgabe Zürich 1960. Als suhrkamp taschenbuch wissenschaft 13, Frankfurt 1981.

Von der mystischen Gestalt der Gottheit. Studien zu Grundbegriffen der Kabbala. Erstaussgabe Zürich 1962. Als suhrkamp taschenbuch wissenschaft 209, Frankfurt 1973.

Sabbatai Ševi. The Mystical Messiah, 1626 - 1676. Durchgesehene engl. Ausgabe, aus dem Hebräischen übersetzt von R. J. Z. Werblowsky. Princeton 1973.

Über einige Grundbegriffe des Judentums. edition suhrkamp 414, Frankfurt 1970, 1980.

Devarim be-Go - Pirke Morashah u-Te'iah. 2 Bände. Tel Aviv 1976.

Walter Benjamin - die Geschichte einer Freundschaft. Frankfurt 1975. Von Berlin nach Jerusalem. Frankfurt 1977.

Walter Benjamin, Gershom Scholem, Briefwechsel 1933-1940. Hg. von Gershom Scholem. Frankfurt 1980.

Walter Benjamin, Berliner Chronik. Mit einem Nachwort herausgegeben von Gershom Scholem. Frankfurt 1970, 1980.

Walter Benjamin, Briefe. Band 1 und 2. Hg. und mit Anmerkungen versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno. Frankfurt 1966, in der edition suhrkamp 930, Frankfurt 1978.

Gedichte als Zeugnisse der Menschenwürde

Lyrik aus den nationalsozialistischen Konzentrationslagern

*«Dieses Volk wird mit dem Staube
verglichen und wird mit den Sternen
verglichen: sinkt es, so ist es bis
in den Staub gesunken, erhebt es
sich, so hat es sich bis zu den Sternen
erhoben.»*

Talmudtraktat Megilla, 16a

In ihren 1963 veröffentlichten Aufzeichnungen «Wohin denn ich» hält Marie Luise Kaschnitz eine Erinnerung an Tage in Mailand fest, wo sie mit Bekannten in einer Cafeteria der Galleria Vittorio Emanuele Gespräche geführt hat: «Ein ... Tischgenosse zog eine Zeitung heraus, in der von einer Ausstellung von Kinderzeichnungen berichtet wurde. Die Zeichnungen waren in Theresienstadt entstanden, der Lehrer, der den Kindern Papier und Buntstifte verschafft hatte, war für diese Liebestat ermordet worden, auch die Kinder waren eines nach dem andern ermordet worden, nur ihre ungelungenen Darstellungen von gezackten Mauern, von Galgen, Särgen und Stiefelmännern, aber auch von Karussells, Kinderrollern und Apfelbäumen waren noch da ...» Die Autorin gesteht im Rückblick ihr Erschrecken über diese Notiz und bedenkt, «daß wir, du und ich, während dieser Zeit lebten, uns liebten und glücklich waren ...»

1959 hatte Hanna Volavkova (Státni Zidovské Museum, Prag) eine Anthologie herausgegeben: «Kinderzeichnungen und Gedichte aus Theresienstadt 1941-1944» - eine Sammlung unter vielen, die vor und nach ihrer Publikation erschienen sind, die aber hauptsächlich Gedichte von Erwachsenen mitgeteilt haben, entstanden in den Vernichtungslagern der NS-Zeit. Unweigerlich denkt man an den Ausspruch Theodor W. Adornos, Gedichte nach Auschwitz zu schreiben, bedeute Barbarei. Gegenüber dieser Auffassung, die sich zäh behauptet hat, wäre zu erwägen, daß immerhin in Auschwitz Gedichte geschrieben worden sind.

Lyrik - gegen den Tod geschrieben

Was bedeutet es, an einem Ort wie Auschwitz Gedichte zu schreiben? Eine Antwort gibt die Lyrikerin Rose Ausländer, wenn sie auf ihre Jahre des Untergrunds in einem Kellerversteck des Czernowitzer Judenghettos zurückblickt: «... und während wir den Tod erwarteten, wohnten manche von uns in Traumworten. Schreiben war Leben. Überleben.»

Alle diese Gedichte aus den «Wohnungen des Todes» sind in der denkbar extremsten Grenzsituation menschlicher Existenz entstanden: in unmittelbarer Todesnähe, ausweglos konfron-

tiert mit dem schrecklichsten der Schrecken. Vorausgegangen waren Verhaftung und Deportation, die Ankunft an einem unbekanntem Ort und die blitzartige Erkenntnis, ausgeliefert zu sein; die Abgabe aller persönlichen Effekten und die Umwandlung in die Lagernummer X, dann die zwangsweise Eingewöhnung in den KZ-Alltag mit jenen Schikanen, die die Individualität des Häftlings systematisch auszulöschen und ihm das Gefühl personaler Würde zu nehmen suchten. Viele der Gefangenen lassen sich zermürben; andere wehren sich dagegen, spüren in sich noch einen letzten starken Rest von Selbstbehauptung. Schreiben ist eine dieser Möglichkeiten des Widerstands. Das Gedicht drängt sich hier als Form geradezu auf, weil es ein geringes handwerkliches Instrumentarium benötigt und Bedeutsames auf kleinstem Raum auszusagen vermag. Und hier, angesichts der entsetzlichen Vernichtung, steigert sich Lyrik zu ihrer letztmöglichen Bedeutung: Sie gewinnt lebensrettende Kraft, indem sie den Autor und seine erste Leserschaft im KZ zwar nicht vor dem physischen Tod bewahrt, aber beiden die Gewißheit vermittelt, daß sie noch immer geist- und gefühlbegebte Wesen inmitten der infernalischen Maschinerie geblieben sind, daß die organisierte Entwürdigung noch nicht perfekt läuft, sondern vor einem winzigen Stück Unversehrbarkeit kapitulieren muß. In diesem Sinn ist das KZ-Gedicht letzte Provokation der Opfer gegenüber den Verfolgern, letzte Verweigerung.

Wohl kaum eine Leserschaft bzw. Hörschaft hat je dem Gedicht eine solch intensive Aufmerksamkeit entgegengebracht wie an diesen Orten der «Endlösung». Texte wurden in fliegender Hast weitergeschmuggelt, bis sie die Empfänger erreichten. «Wir waren alle sehr gerührt. Eine von uns weinte, eine andere ballte leidenschaftlich die Faust, alle baten einstimmig um den Text. Wir wollten das Gedicht auswendig lernen.» So schreibt die polnische Schauspielerin *Maria Zerembska* in ihrem Vorwort zu den in Auschwitz entstandenen Gedichten ihrer Mitgefangenen, der polnischen Jüdin *Krystyna Zywulska* (Warschau 1951). Und sie fährt fort: «Wir warteten auf diese Gedichte und betrachteten sie als unseren Besitz. Wer nicht geschlagen worden ist, nicht «eine Nummer» war, wer zwölf Stunden am Tag nicht gehört hat, daß er eine «Polensau» und ein «Haufen Scheiße» sei, wird es vielleicht nicht ganz verstehen, was für uns damals die Gedichte bedeuteten und warum wir sie so liebten ... *Krystyna Zywulskas* Gedichte wurden in Auschwitz geschrieben, ungefähr zehn Meter vom Krematorium entfernt. Während sie dort in der Effektenkammer den ganzen Tag arbeitete, hatte sie ununterbrochen Hunderttausende von Menschen vor Augen, die in den Tod gingen. Sie hörte das Jammern aus der Gaskammer, und der Rauch der verbrannten Opfer biß in ihren Augen. Ihre Gedichte waren der einzige Ausdruck der Auflehnung, den sich ihre Seele in einer solchen Situation leisten konnte ... Indem wir die Gedichte vortrugen und schmuggelten, war es so, als ob wir an dieser Auflehnung teilnahmen ...»

Das sind die Konturen der Leiden- und Todeslandschaft, in der die folgenden Gedichte entstanden sind. Bei ihren Autoren handelt es sich wohl zumeist um jüdische KZ-Gefangene (ich konnte die Glaubenszugehörigkeit nicht in allen Fällen zweifelsfrei feststellen), die sich vor der Verhaftung fast immer schon schriftstellerisch betätigt haben. Die einzelnen Texte sind in der vorliegenden Anthologie («An den Wind geschrieben», Lyrik der Freiheit, Gedichte der Jahre 1933–1945. Gesammelt und eingeleitet von *Manfred Schlösser*. Agora-Verlag, Darmstadt 1960) oft erstmals abgedruckt worden und manchmal auf Umwegen in die Hand des Verlegers gelangt; sie stellen eine Auswahl dar, die sich vorab an thematischen Kriterien orientiert.¹

¹ Beispiele für KZ-Lyrik finden sich in zahlreichen Anthologien der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre. Als eine der jüngeren Publikationen sei erwähnt: *Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Vernichtung in poetischen Zeugnissen*. Hrsg. von *Bernd Jentzsch*. Kindler-Verlag, München 1979.

Verzweiflung und Tapferkeit

Manche Texte sind zuerst und vor allem von der Verzweiflung diktiert, von der geheim wütenden Beschreibung all dessen, was sich vor den Augen der Verfasser täglich abgespielt hat:

Sie gehen ihres Weges mit müdem Schritt,
Der Hunger, der Hunger, der Hunger geht mit.
Er wühlt im Leib und zehrt am Gebein
Und gräbt sich tief in das Antlitz hinein.
Und was den Menschen adelt und ehrt,
Der Hunger, der Hunger, der Hunger zerstört.

Dies sind die Anfangszeilen des Gedichts «Die Hungernden» von *Ilse Weber*. 1903 war sie, die ausgebildete Kindergärtnerin, in Mährisch-Ostrau geboren worden, hatte vor dem Krieg jüdische Märchenbücher und Kindergeschichten veröffentlicht. 1942 wurde sie mit ihrer Familie nach Theresienstadt verschleppt, wo sie ihre Gedichte schrieb; 1944 folgte sie ihrem Mann nach Auschwitz und starb den Tod in der Gaskammer.

Hoffnungslosigkeit spricht sich im Gedicht «Der Kamin» der damals dreizehnjährigen Wienerin *Ruth Klueger* aus, geschriebene 1944 im KZ Auschwitz (die Autorin überlebte und wanderte 1947 in die USA aus; weitere Angaben liegen nicht vor):

Täglich hinter den Baracken
Seh' ich Rauch und Feuer stehn,
Jude, beuge deinen Nacken,
Keiner hier kann dem entgehn.
Siehst du in dem Rauche nicht
Ein verzerrtes Angesicht?
Ruft es nicht voll Spott und Hohn:
Fünf Millionen berg' ich schon.
Auschwitz liegt in seiner Hand –
Alles, alles wird verbrannt.

Täglich hinterm Stacheldraht
Steigt die Sonne purpurn auf.
Doch ihr Licht wirkt öd und fad,
Bricht die andere Flamme auf.
Denn das warme Lebenslicht
Gilt in Auschwitz längst schon nicht.
Blick zur roten Flamme hin,
Einzig wahr ist der Kamin.
Auschwitz liegt in seiner Hand –
Alles, alles wird verbrannt.

Ähnlich äußert sich der einige Jahre ältere *Pavel Friedmann* (geboren 1921 in Prag, 1944 in Auschwitz ermordet) in seinem Gedicht «Der Schmetterling», das 1942 in Theresienstadt als Reaktion auf die Kinderzeichnung eines Schmetterlings entstanden ist:

Der letzte war's der aller allerletzte
der satt und bitter blendend grelle
vielleicht wenn eine Sonnenträne irgendwo auf weißem Stein erklingt
so war das Gelb
und trug sich schwebend in die Höhe
er stieg gewiß gewiß wollt' küssen er dort meine letzte Welt
Und sieben Wochen leb ich da
gettoisiert
hier fanden mich die Meinen
mich ruft der Löwenzahn
und auch der weiße Zweig im Hof auf der Kastanie
doch einen Schmetterling hab ich hier nicht gesehn
das war gewiß der allerletzte
denn Schmetterlinge leben nicht im Getto.

Die Niederschriften versuchen hier vor allem, das Grauen zu fassen – an und für sich ein unmögliches Unterfangen –, aber auch einen Raum auszusparen, wo der Autor eine Atempause lang Mensch sein kann. – Zieht man weitere Gedichte heran, so ist die Spannweite beträchtlich: hier Verzweiflung, dort religiöse Verankerung auch in der Extremsituation, hier fatalistische Ergebnisheit, dort beinahe leidenschaftliche Liebe zum jüdischen Schicksal. *Bruno König*, ein 1900 in Prag geborener Beamter, der 1942 nach Theresienstadt verschleppt und 1944 im KZ Kaufering ermordet worden ist, hinterläßt dieses 1943 in Sonettform geschriebene Gedicht mit den Schlußterzetten:

In grauen Staub versickert unsre Klage,
Von Heim und Welt getrennt durch Steingemäuer.
Zu leicht befunden auf des Schicksals Waage,

Verbüßen wir in diesem Fegefeuer
Die kargen Reste unsrer bangen Tage
Und zahlen dem Jahrhundert unsre Steuer.

Solcher Müdigkeit steht die Vitalität einer *Gertrud Kantorowicz* gegenüber, die der messianischen Zuversicht des gläubigen Judentums entspringt (diese hat u. a. auch ein Lied wie die jiddische Hymne der jüdischen Partisanen im Warschauer Ghetto-Aufstand ermöglicht: «Sog nischt kejn mol as du geist dem letstn weg ... / Sag nie, du gehst den allerletzten Weg ...»). Gertrud Kantorowicz war 1876 in Posen geboren worden, hatte Kunstgeschichte, Philosophie und Archäologie studiert und u. a. 1942 versucht, mit drei älteren Damen die Schweizer Grenze zu überschreiten; dabei wurde sie verhaftet und nach Theresienstadt gebracht, wo sie noch als Pflegerin gewirkt hat, jedoch an Entkräftung im April 1945 gestorben ist, nachdem die SS bereits abgezogen war. Die beinahe Siebzigjährige beginnt dieses 1943 in Theresienstadt geschriebene Gedicht «Amor fati III» mit unglaublicher Lebendigkeit trotz allem:

Sei wach den Stimmen die von ringsher tönen
Dem Augenblicke lerne Dich versöhnen:
Echo der Frühe tönt sein Tritt – ihn krönen
Künftige Gesichte – dunkle und die schönen –

Und führen Dich die reichen kühnen Pfade
Alles ist Hier und Jetzt und alles Gnade.
– Gestrüpp um Deinen Fuß? – Er biegt es grade
Gehend im schmalen Strahl vom Sonnenrade.

Aus Nebeln Hände? – Dein Griff weiß den Rat
Der Sumpf bleibt links. Was tot um Leben bat
Versinkt. Wo sich Finger krümmt zur Saat
Den müdesten labt Ähre noch und Mahd.

Alles ist Tat! Auch Muße auch der Traum –
Du liegst im Gras schaut durch den runden Baum
Sonne und Mond zugleich im blauen Raum –
O Erde trächtiger Rausch von Saum zu Saum.

«Aber dort hinten ist Licht»

«Amor fati», «Liebe zum Schicksal», ist eine der tragenden Tugenden des religiösen Judentums. Die im KZ Auschwitz 1943 ermordete Dichterin *Gertrud Kolmar* legt dafür in einem ihrer Briefe, zwei Monate vor ihrem Tod, ein ergreifendes Bekenntnis ab: «So will ich auch unter mein Schicksal treten ... Wenn ich es schon nicht kenne: Ich habe es im voraus bejaht, mich ihm im voraus gestellt, und damit weiß ich, daß es mich nicht erdrücken wird ...»

Ein Trostgedicht ist *Henri Sternbergs* «Der Weg». Geboren 1905 in Berlin, erhielt der jüdische Autor 1933 Schreibverbot. Alle seine Familienangehörigen wurden in Auschwitz, Riga, Buchenwald umgebracht; er selbst stand im KZ Theresienstadt trotz schwerer Erkrankung die Jahre bis 1945 durch und fand hier, wohl aus starker religiöser Überzeugung schöpfend, einen Durchgang zum Licht:

Ich schreite einen Weg
Voll von Dornen und Steinen.
Führt denn kein Steg
Über den Strom von Tränen,
Über die Flut von Sehnen?
Gibt es denn keinen?

Aber dort hinten ist Licht,
Strahlendes Funkeln.
Lange, ach, sahst du es nicht,
Wie sich im Aufwärtsschreiten
Vor mir die Wege nun weiten
Hinaus aus dem Dunkeln?
Das ist der Weg zu Dir,
Ihn muß ich gehn.
Vergangenes laß ich hier,

Aber als besseres Wesen
Von Menschheit und Irrtum genesen,
Werd ich vor Dir stehn.

Das Gedicht von *Kurt Kapper*, «Sonett von Theresienstadt», spiegelt eine solche Religiosität gleichsam profaner. Statt des betenden Anrufs an ein göttliches Du zitiert der Autor (geboren 1899 in Prag, 1945 in Auschwitz umgebracht) die Gestirne:

Und Nacht und Tag, und Tag und Nacht,
Sie gleiten über unsre Häupter hin,
Zusammenhanglos, ohne Kraft und Sinn,
Als hätte Puppen man aus uns gemacht.
Der Klang der Welt, von Fernen hergebracht,
Wir hören ihn an uns vorüberziehn
Und irgendwo in Weiten sacht verglühn,
Und immer tiefer sinken wir im Schacht.
Hineingestellt in großes Weltgeschehn,
Trägt uns der Nachen, unbekannt wohin.
Kaltblaue Sterne, die herniedersehn
Und über unsern irren Wegen ziehn
Verklären uns in tröstendem Verstehn
Und kreisen segnend über uns dahin.

Die Licht-Dunkel-Metaphorik, beinahe zwingend dieser Extremsituation der Autoren zugehörig, bestimmt auch das «Totengebet» *Georg Kafkas*, eines weitläufigen Verwandten von Franz Kafka. Der Verfasser, 1921 im böhmischen Teplitz-Schönau geboren, wurde 1942 nach Theresienstadt verschickt, wo dieses Gedicht entstanden ist, folgte jedoch im Frühling 1944 seiner Mutter freiwillig nach Auschwitz und starb Ende 1944 im Lager Schwarzheide. Die Schlußstrophen lauten:

Wir aber leben und dürfen nicht
Die Tage versäumen.
Wir tragen geduldig das schwere Gewicht
Zu deinen Träumen.
Oh Herr, die Lebenden kommen zu Dir.
Die wir geliebt, sind allein.
Wir finden sie nicht.
Du aber wirst die Erleuchtung sein.
Du Licht.

Andere Gedichte teilen visionäre Bilder mit. Man mag vielleicht heute solche Imaginationen als bloße Fluchtreaktionen bezeichnen; auf jeden Fall ist die Stärke der Vorstellungskraft, die Fähigkeit, über die Finsternis mit Szenen der Verklärung hinwegzutäuschen bzw. hinwegzuschreiben, erstaunlich. Ein Beispiel liefert der 1876 in Koblenz geborene *Richard Scheid*, der sich seinerzeit für die Völkerverständigung engagiert hatte, als Mitglied einer Widerstandsgruppe mehrere Jahre Dunkelhaft in Dachau erlitten und an diesem Ort auch das Gedicht «In Erwartung des Todes» geschrieben hatte (dessen Adressatin sich nicht schlüssig entdeckt):

O sprich zu mir, die mich so zart geliebt,
o teures Bild, von dessen Hauch ich lebe –
o rufe mich, daß ich mit dir entschwebe,
wenn diese Erde jetzt in Nichts zerstiebt.
Die ganze Schöpfung ist von dir entzückt,
ich sehe schon der Seraphim Erstaunen,
wenn unterm Donner der Gerichtsposaunen
sich Gottes Mund mit deinem Lächeln schmückt.

Ein weiteres Gedicht aus dieser Sammlung beschwört die Geliebte des Verfassers. Dieser, einer der führenden österreichischen Lyriker im Hofmannsthal-Kreis, war 1878 im böhmischen Kolin geboren worden: *Camill Hoffmann*. Er amtierte als Pressechef und Gesandtschaftsrat der Tschechoslowakei in Berlin bis 1938, war u. a. Mitarbeiter und Übersetzer Masaryks. Ende Oktober 1944 wurde der jüdische Schriftsteller in Auschwitz ermordet. Die Schlußzeilen lauten:

Heute Nacht, mein Herz vergaß
Zu schlagen, du tratst ein
Mit wunden Händen, blaß
Vom langen Einsamsein.
Geliebteste, mein Kind.
Sieh, wie wir elend sind.

Ich warf mich hin vor dir,
Beschämt von deinen Wunden.
Da warst du schon entschwinden
Durch die geheime Tür.

Das Bild der «geheimen Tür» ist mehr als poetische Evokation; es hat sich zum Sinnbild gesteigert, weil es jene Möglichkeit des kreativen Menschen offenbart, innerhalb eines grauenhaften Geschehens immer noch eine geringe Zone zu ermitteln, wo die Schöpfungs- und Verwandlungskraft der Fantasie aufleuchtet.

Unmögliches beschreiben – ein steter Widerspruch

Alle diese Gedichte haben zum vornherein ihre Legitimation durch das Leid erfahren, dessen Ausdruck sie geworden sind. Und was in diesem außerordentlichen Fall die literarische Kritik angeht, so sei auf ein Wort von *Karl Kraus* verwiesen: «Wer jetzt etwas zu sagen hat, der trete vor – und schweige.» – Etwas wäre jedoch zu bedenken: Von Unmenschlichkeit läßt sich kaum noch in Worten reden. Und doch ist hier geredet worden. «Die Unmenschlichkeit des Geschehens war seine Anonymität», schreibt der Literaturwissenschaftler *Reinhard Baumgart* in seinen Essays «Literatur für Zeitgenossen» (Frankfurt 1966). «Vergasung, das bedeutete: Täter und Opfer stehen sich nicht mehr gegenüber. In dieser neuen, anonymen Situation versagen die letzten, die tief im Instinkt eingeübten Hemmungen. Deshalb und in diesem Sinne ist die neue Lage unmenschlich. Eine herkömmliche Literatur, eingerichtet nur für Individuen und ihre Konflikte, konnte sie nicht mehr beschreiben ... Den äußersten Schrecken, so scheint es, halten nur noch die Dokumente ...» Angesichts der KZ-Literatur, der KZ-Lyrik im besonderen, werden wir Nachgeborenen einem Paradox ausgesetzt: Man konnte all dies nicht in Worten beschreiben und *mußte* es trotzdem tun. Mußte es tatsächlich, denn es war dies eine der Möglichkeiten, dem Grauen zu trotzen, sich selbst mit einer letzten Erinnerung an menschliche Integrität in den Tod hinüberzuretten. Gleichzeitig halten manche Gedichte den Lebenden einen Spiegel vor, wie zu leben, wie zu sterben wäre: beeindruckend die Disziplin, der gesammelte Ernst, der diese Todgeweihten umgibt, die zum Teil eine von deutlichem Ethos geprägte jüdische Erziehung erfahren und die geistigen Wertvorstellungen ihres Milieus auch in dieser extremen Herausforderung bewahrt haben. Die Judaistin *Salcia Landmann* äußerte mir gegenüber in einem Gespräch, die Anhänger des Chassidismus, der mystisch geprägten Bewegung des Ostjudentums, seien die einzigen gewesen, die vor den Gaskammern nicht verzweifelt zusammengebrochen wären. Tatsächlich hat gerade die jüdische Erziehung im religiös geschlossenen Raum Osteuropas eine Grundwahrheit des Judentums an die erste Stelle gesetzt: die Einheit von Glaube und Tat, wie dies *Johannes Barta* in seiner Studie «Jüdische Familienerziehung» (Zürich 1974) nachweist. Und auch das unverrückbare Bewußtsein des jüdischen Volkes, *Am Segulla* – Eigentumsvolk – zu sein und damit als auserwähltes Volk auch die Leiden in größerem Ausmaß kennenzulernen, stärkte das Durchhaltevermögen und gab heilsame Perspektiven frei.

Reinhard Baumgart gibt weiter in seinem obigen Essay als Überlegung mit: «Haben sich die Gedichte über Auschwitz immer freihalten können von jener Schönheit, die das Unsägliche durch Kunstaufwand beredt macht, den Schrecken zur Ordnung ruft, einzirkelt und befriedet? Celans «Todesfuge» etwa und ihre Motive ..., bewies es nicht schon zuviel Genuß an Kunst, an der durch sie wieder «schön» gewordenen Verzweiflung?» Soll man also in dieser Aporie das Schweigen wählen, oder muß sich die Sprache in und nach diesem Zeitalter der «Endlösung» neu bilden? Wahrscheinlich ließe sich der Widerspruch auch dann nicht aufheben, wenn man versuchte, Unmenschlichem in neuer Form «gerecht zu werden» – was sich eben letztlich nicht einrichten läßt. Es bleibt nichts anderes, als den Widerspruch von Text zu Text im Auge zu behalten und ein Stück weit auszutragen.

Kaddisch der Überlebenden

Und es ist daran zu erinnern, daß die wohl sinnreichsten Gedichte über die Toten von Auschwitz und anderswo in einer bildermächtigen erhabenen Sprache zu uns gekommen sind und deswegen keineswegs die Erschütterung gemindert haben: *Nelly Sachs* hat sie als Überlebende geschrieben, sich in ihrer Trauer fast dahingegeben und immer wieder auf die Fragen ihres Volkes eine Antwort gesucht: «Warum die schwarze Antwort des Hasses / auf dein Dasein, / Israel?» Nicht umsonst taucht hier die Figur des Hiob auf, Antworten andeutend und Hoffnungen aufzeigend. An Hiob hat sich der jüdische Mensch immer wieder orientiert. Die Lyrikerin und Essayistin *Margarete Susman* schreibt in ihrem Werk «Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes» (1948; Herder-Taschenbuch Nr. 318, 1968):

«Vertrauen zum Leben ist immer wie das Vertrauen Hiobs im Anblick der unbegriffenen Schöpfung Vertrauen zum Wunder. Es ist inmitten des furchtbar schwankenden Menschendaseins das stille, feste Dennoch, mit dem es Anker wirft im Bodenlosen. Das Vertrauen ist in der brennenden messianischen Ungeduld des Volkes die große messianische Geduld. Im Vertrauen wurzelt sein Wartenkönnen und Überstehen; das Wartenkönnen im nicht mehr Lebbar ist seine Begnadung durch das Leben selbst ...»

Auch all die Gedichte nach Auschwitz², wie z. B. jene der *Nelly Sachs*, der *Else Lasker-Schüler* oder *Paul Celans*, waren notwendig: nicht nur als Mahnmale, die das Gedächtnis für den Schrecken schärfen sollten. Sie waren in einem gewissen Sinn auch lebensrettend im nachhinein, denn sie erlösten all die namenlosen Toten in den Massengräbern und Gaskammern aus ihrer tödlichen Anonymität, verliehen ihnen ein geistiges Weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt. *Nelly Sachs* hat Kaddisch gesprochen, das jüdische Totengebet der Waisen für die Eltern, indem sie mit ihren Gedichten «Grabschriften in die Luft» geschrieben hat. Die deutsch-jüdische Lyrikerin *Hilde Domin* hat dies in einem «Offenen Brief an Nelly Sachs» zu deren 75. Geburtstag 1966 ausgesprochen:

«Als ich Deine Gedichte las ..., da hast Du meine Toten bestattet, all diese fremden furchtbaren Toten, die mir ins Zimmer kamen ... Ich sehe kein zweites Werk, das diese Toten, diese so besonders unglücklichen Toten unter den vielen schlecht gestorbenen, der Erinnerung der Menschheit einfügt wie das Deine. Das müssen wir alle Dir danken: wir, die Überlebenden. Wir, die verschont wurden als Opfer, und in gleicher Weise die, die überlebt haben auf der Seite der Mitschuldigen. Und die junge Generation, die diese ganze Last erben muß und für die Du sie leichter gemacht hast ... Deine Dichtung erhält das Unheil lebendig, denn Du bist die Stimme dieser unseligen Toten. Und zugleich erlöst Du von dem Unheil. Wie die Dichter von jeher und für die Zeiten den Schrecken und zugleich die Katharsis des Schreckens mit sich brachten ...»

Nicht nur all diese hier zitierten Gedichte aus einer Zeit, wo der Tod «ein Meister aus Deutschland» gewesen ist (Paul Celan), sind in der denkbar unmittelbarsten Weise sub specie mortis entstanden. Es wären auch all die literarischen Zeugnisse aus den Lagern der Gegenwart in Ost und West zu berücksichtigen. Lyrik, in dieser Grenzzone zwischen Leben und Tod notiert, fordert zu einem neuen Verständnis von Poesie überhaupt auf. Nicht Unverbindlichkeit ist ihr Kennzeichen, nicht das schöne Wortkleid allein, nicht die virtuose Verwendung von Klang und Rhythmus. Viel eher das, was eine leidenschaftliche und sehr bewußte Autorin wie *Annette von Droste-Hülshoff* lange zuvor formuliert hat und was schon immer überzeugender Lyrik eigen gewesen ist: «... Und alles, was ich geschrieben: / Das ist kein Hauch und ist keine Luft, / Und ist kein Zucken der Finger, / Das ist meines Herzens flammendes Blut, / Das dringt hervor durch tausend Tore.» Eine solche Lyrik ist auch nach Auschwitz möglich, ja sogar heilsam.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

² Vgl. dazu das Buch von *Barbara Just-Dahmann*: Der Schöpfer der Welt wird es wohl erlauben müssen. Jüdische Dichtung nach Auschwitz. Radius-Verlag, Stuttgart 1980.

Kirche unter Leidenden und Kämpfenden

In Zentralamerika und darüber hinaus hat man seit Wochen und Monaten mit Bangen dem von Präsident *Duarte* und der *Junta* für El Salvador angesetzten Wahltermin entgegengesehen. Unsere Zeitschrift wird am 28. März bereits gedruckt sein. Wir müssen befürchten, daß Ereignisse, die wir nicht wollen, dem Erscheinen dieser Nummer vorausseilen, Ereignisse, die nicht nur El Salvador, sondern auch *Nicaragua* treffen könnten. Wir meinen irgendeine Form der Intervention seitens der USA an den Grenzen dieser beiden Länder: in Honduras und/oder in Guatemala. Doch auch wenn so etwas jetzt nicht eintrifft: die Drohung liegt nach wie vor in der Luft und hat ihre Auswirkungen. In *Nicaragua* wären sonst weder die zunehmende Militarisierung, noch die Aussiedlung von Miskito-Indianern aus dem Grenzgebiet zu Honduras, noch der für 30 Tage ausgerufenen Ausnahmezustand zu begreifen. Aber auch für eine allfällige Umbildung der Regierung in El Salvador weiß jedermann, daß Reagan und die CIA nicht als Unbeteiligte zu schauen werden.

Was soll die Kirche bei alledem? Man mag es Zufall nennen: der angesetzte Wahltermin differierte nur um 4mal 24 Stunden mit dem 2. Jahrestag der Ermordung von Erzbischof *Oscar Romero* am 24. März. Das Gedenken an ihn verpflichtet. Sollte einer sich fragen, was dieser Zeuge für das Evangelium der Armen zu «Wahlen» einerseits und zum bewaffneten Aufstand bzw. Widerstand andererseits gesagt hätte, so ist mindestens der zweite Punkt durchaus klar. Romero hat ja das Scheitern der im Oktober 1979 eingesetzten reformistischen Junta noch erlebt, und er hat ausführlich die Bedingungen genannt, die einen gewaltsamen Aufstand des Volkes rechtfertigen. Deshalb nennt sich jetzt auch die Kirche unter den Kämpfenden nach ihm, die Kirche, die seine *pastoral popular* fortsetzen und die Verbindung der Basisgemeinden untereinander fördern will. Sie nennt sich *Iglesia popular* («Kirche des Volkes»), und zwar nicht nur in El Salvador, sondern auch in *Nicaragua*, wo die Befreiung der Armen mit dem «Sieg der Revolution» noch keineswegs gesichert dasteht oder gar vollendet ist.

Die folgenden Berichte – beide von engagierten Augenzeugen – sind dieser langfristigen Aktualität gewidmet. Der zweite schließt unmittelbar an unsere eigene Berichterstattung vom letzten Sommer über den Kirchenkonflikt in *Nicaragua* an. Der erste stammt von einem Sprecher des Koordinationskomitees der Basisgemeinden von El Salvador (CONIP), *Plácido Erdozain*: Er war diesen Winter in Deutschland anzutreffen und hat sich bereits durch eine vorzügliche kleine Biographie von Erzbischof Romero aus der Sicht seiner eigenen Priestergruppe ausgewiesen.¹ Seine mündlichen Äußerungen sind im folgenden in ihren Hauptzügen wiedergegeben.

Die Redaktion

Christus stirbt heute in El Salvador ...

«Es gibt Leute, die tun so, als ob wir die Gewalt ausgedacht hätten. Von Europa aus ist das alles schwer zu verstehen. Ich selber kam vor 17 Jahren nach El Salvador. Zuerst dachte ich dies und das. Aber eines Tages wachte ich auf: Ich sah zwei Kinder, die vor Hunger gestorben waren. Ich wußte, daß es das gab, aber ich hatte es nicht gesehen. In der Tat ist es bei uns jedesmal ein Wunder, wenn Kinder älter als 5 Jahre werden. Nur 17 Prozent der Bevölkerung haben das ganze Jahr hindurch Arbeit, und ohne Arbeit gibt es keine Sozialversicherung.»

«Wir kämpfen, weil es keinerlei Hoffnung gibt, daß sich etwas ändern könnte: Alle beschrittenen Wege endeten mit Gewalt. In meiner Pfarrei wurden bereits 14 Gemeindeglieder umgebracht. Seinerzeit bei den (hernach massiv gefälschten) Wahlen von 1977 hatten sich unsere Gruppen während 3 Wochen gratis

¹ Plácido Erdozain, *San Romero de America*. Das Volk hat dich heiliggesprochen. Hrsg. von der Christlichen Initiative El Salvador e. V. (Münster/Westf.). Jugenddienst-Verlag, Wuppertal 1981. 162 S.

für die Wahlkampagne zur Verfügung gestellt. Am Tag der Wahl paßten sie bis abends um acht auf die Wahlurne auf. Als die Stimmen gezählt waren, kam die *Guardia* und schlug auf die Männer ein. Von ihnen wird keiner mehr an die Nützlichkeit von Wahlen glauben. Drei von ihnen sind heute bei der Guerilla.»

«Zwei große Programme standen sich seit langem gegenüber:

▷ Auf der einen Seite (*Frente Farabundo Marti*) strebte man eine Lösung des Konflikts auf dem *Verhandlungsweg* an. Man setzte also auf Dialog und Kompromiß bei folgenden Minimalforderungen: Wiedereröffnung der Universität, Befreiung der politischen Gefangenen, Öffnung der Massenmedien für alle Richtungen und Bestrafung der Verantwortlichen für das Genozid.

▷ Auf der andern Seite (*Junta, Duarte*) schrieb man *Wahlen* aus. Für uns bedeutete das nichts. Kann man wählen angesichts von 30000 Toten, als ob nichts geschehen wäre? Kann man wählen im Ausnahmezustand, wo jede Versammlung verboten ist? Die derzeitige Junta hat gar nicht die Macht, wirkliche Wahlen durchzuführen. Für die USA aber könnten sie zum Vorwand werden, um eine Intervention zu «legalisieren».

«Die am 15. Oktober 1979 von den USA eingesetzte Junta bestand aus ehrenwerten Leuten und verfolgte gute Ziele. Aber schon am 2. Tag ihrer Regierung begann ein Massaker. Als die Verantwortlichen bestraft werden sollten, erfolgte ein neues Massaker. Nach anderthalb Monaten konnten die ehrlichen Leute nur demissionieren. Die neue Regierung aus konservativen Christdemokraten (CD) und Militärs versprach, ebenso wie die USA, Wohlverhalten. Aber es gab noch schwerere Massaker. Als dann Erzbischof Romero umgebracht wurde, spaltete sich die CD, und ihr linker Flügel gründete das *Movimiento Popular Social-cristiano*. Von der alten CD blieben nur 8 bekannte Leute übrig: sie repräsentieren niemanden. Aber sie müssen dazu dienen, den Militärs einen legalen Anstrich zu geben. Nicht genug damit: seit August 1981 wird auch diese kleine CD-Gruppe von der Oligarchie und den Militärs bekämpft: sie soll die Macht abgeben. Die USA sind damit nicht einverstanden. Aber die Oligarchie hofft, die «Wahlen» zu gewinnen». Den USA gäbe das den Vorwand, erneut zu intervenieren und eine «legitime» (gemäßigte) Regierung zu unterstützen.»

Härte des Kampfes – Die Toten und die Flüchtlinge

«Der bewaffnete Kampf geht unterdessen weiter. Ein entscheidender Schlag kommt für uns nicht in Frage: er würde die Intervention der USA provozieren. Gleichzeitig wäre *Nicaragua* gefährdet. Die Volksbewegung darf also nicht provozieren, und so wird ihr Kampf ein «endloser» Kampf. Seine Ziele sind derzeit – neben dem Aufbau der befreiten Zonen (vgl. unten) – die Schaffung und Konsolidierung von sicheren Korridoren für die Befreiungsarmee sowie die mögliche Schwächung der Oligarchie.»

«In militärischer Hinsicht sollten die Unterschiede zu *Nicaragua* nicht übersehen werden. Flächenmäßig sechsmal größer als El Salvador, zählte *Nicaragua* unter Somoza nur 13000 Soldaten (Höchstzahl). Die Armee von El Salvador umfaßt 30000 Mann, wovon 6000 zur *Guardia* gehören. Zusammen mit der Nationalen Polizei (2500) und mit den verschiedenen paramilitärischen Gruppierungen rechnet man mit 50000 Mann. Die relative Stärke dieser Armee liegt aber nicht in der Zahl, sondern in der Tatsache, daß ihre Bewaffnung von den US-Beratern total erneuert wurde, und vor allem, daß sie heute über superschnelle Transportmittel verfügt: sie kann innert 2 Stunden an jeden Ort des Landes 600 Kämpfer senden. Auch das technische Material zur Kontrolle der Bevölkerung ist bedeutsam: Selbst in Lebensmitteln sind kleine Sender versteckt. Wie in Vietnam kommen chemische Mittel zur Entlaubung von Wäldern und, bisher nur gegen das Vieh, bakteriologische Waffen zum Einsatz. Der wichtigste Beitrag der US-Beratung scheint es aber zu sein, der Armee die Idee für die Totalität des Kampfes einzupflanzen. Trotzdem zeigen immer wieder konkrete Beispiele, daß die Soldaten bei Zusammenstößen relativ rasch – meist schon nach drei Tagen – die Moral verlieren. Die Initiative zu solchen Aktionen geht dann auch eher von den Guerilleros aus.»

«Die Härte des Kampfes bekommt vor allem die *Zivilbevölkerung* zu spüren. Sie *einzuschüchtern*, ist das Hauptziel der Todesschwadronen. Die 5–15 Leichen mit Folterspuren, die man allein in der Hauptstadt Tag für Tag findet, wie auch die 30000 Toten im ganzen Land gehen nach dem Urteil der Socorro Juridico (Juristenkommission) des Erzbistums von San Salvador in der überwiegenden Mehrheit auf das Konto von Massakern seitens der militärischen und paramilitärischen Organisationen von Regierung und Oligarchie. Opfer der Kämpfe sind aber auch die *halbe Million von Flüchtlingen* (bei einer Gesamtbevölkerung von 5,5 Mio!).»

Da drin lebt die Kirche

«Man unterscheidet heute drei Zonen, die allerdings «beweglich» sind. Das gilt zumal für die Zone der fast täglichen Zusammenstöße. Als «Zone des Feindes», d. h. der Armee, gelten vor allem die Städte, wo die Kasernen sind. (Ein Vorstoß der Guerilla bis ins Gebiet der Hauptstadt San Salvador, wie er nach Mitte März berichtet wurde, ist deshalb etwas Besonderes. A. d. R.) Die «befreiten Zonen» sind diejenigen, wo bereits ein *Aufbau* möglich ist. Hier kommt der «*Kirche des Volkes*» eine besondere Rolle zu.»

«Unter Kirche verstehen wir den Teil des Volkes, der vom Evangelium «durchsäuert» wird. Wenn Kirche (nach der Definition des II. Vatikanums) das Sakrament zwischen den Menschen und Gott und dasjenige der Menschen unter sich ist, so heißt das, sie muß im Volk verankert sein. Andernfalls ist sie nicht Licht, nicht Salz, nicht Ferment und auch nicht Sakrament. Kirche soll somit nicht *ein* Sektor unter anderen Sektoren des Volkes, sie soll vielmehr «mitten drin» sein. Eine bemerkenswerte Feststellung: Die befreiten Zonen sind lauter Gebiete, in denen die sogenannte *pastoral popular* auf den Glauben eingewirkt hat. So sind denn auch der größere Teil der kämpfenden Mitglieder der «Kirche des Volkes», und so sieht die Kirche ihre Aufgabe:

► *Erstens unter den Flüchtlingen.* Die Menschen flüchten regelmäßig zuerst in unsere Institutionen. Doch Asyl und Betreuung genügen nicht. Der Flüchtling muß Herr seines Schicksals werden, die Volkskirche muß sich *unter* den Flüchtlingen aufbauen, sie müssen zu aktiven Mitgliedern werden. Es geht also

nicht nur um Caritas, sondern um Erweiterung des Bewußtseins. Bedeutsam ist, daß wir Basisgemeinden unter *allen* Flüchtlingen (verschiedenster Herkunft) haben.

► *Zweitens unter den Deplacados,* das sind Menschen, die ihren Wohnort verloren haben und, solange sie in den Lagern sind, täglich von der Armee Besuch erhalten und kontrolliert werden. Meist sind es Mitglieder von Basisgemeinden, deren Familienangehörige, Söhne, Väter, Mütter gesucht werden. Da sie nur geheim (illegal) am Aufbau mitwirken können, geschieht dies vor allem in den Städten.

► *Drittens durch den Dienst an der Wahrheit* in der Öffentlichkeit. Die Junta ist an der Unwissenheit des Volkes interessiert. Systematisch werden alle Massenmedien zensuriert. Der katholische Sender wurde bereits sechsmal mit Dynamit gesprengt. Seit dem Tod von Bischof Romero funktioniert er nicht mehr. Ein neues Mittel zur Information sind Flugblätter. Unsere 14 Vervielfältigungsapparate sind, damit es nicht auffällt, an 14 verschiedenen Orten aufgestellt.

► *Viertens: Durch Einigung und Versammlung* des Volkes. Versammlungen sind sehr schwierig, die Kontrollmechanismen dagegen sehr wirksam. Die Kirche (= «Versammlung») muß alle möglichen Gelegenheiten wahrnehmen: Traditionelle Feste, Hochzeiten, Taufen, Totenmessen für Gefallene, Gedenktage für ermordete Priester usw. Dabei ist es gar nicht so wichtig, was gesagt wird, sondern daß die Menschen sich treffen.

► *Fünftens: Eine besondere Rolle kommt den Frauen* und unter ihnen den *Schwestern* zu. Sie bilden, u. a. auch unter alten Frauen, Kollektive, die für die Kämpfenden – sonst geht man barfuß – Schuhe und Tornister herstellen. In diesem Rahmen ist dann auch Katechese bzw. die Ausbildung von Katechist(inn)en möglich.»

«All diese Anliegen, soweit sie der Koordinierung bedürfen, nimmt auch die CONIP wahr. Zur Förderung der *koinonia* verbreitet sie «Zeugnisse» (Testimonios), in denen Mitglieder von Basisgemeinden, Priester und Nonnen ihre Erfahrungen wiedergeben. Das Motto dieser Zeugnisse lautet:

Christus stirbt heute in El Salvador / Aber uns ermutigt die Hoffnung auf die Auferstehung / Den endgültigen Sieg des Volkes.»

Plácido Erdozain/L. K.

Nicaragua: Nur innere Angelegenheiten der Kirche?

Was in den zwei ersten Jahren der sandinistischen Revolution in der Beziehung Kirche–Staat am meisten Schlagzeilen machte, ist seit Juli letzten Jahres durch Vermittlung des vatikanischen Staatssekretariats entschärft: Priester dürfen nach wie vor in Ministerien, Planungsausschüssen und Instituten mitarbeiten. Freilich mußten die Inhaber der vier höchsten Posten nach Gesprächen mit der Bischofskonferenz zusagen, bis auf weiteres keine öffentliche priesterliche Funktion auszuüben.

Konflikte zwischen Hierarchie und Basis

Doch zur gleichen Zeit, da dieser Kompromiß geschlossen wurde, zeigten sich neue Konfliktherde, diesmal nicht mehr direkt mit der Regierung, sondern vordergründig mit Priestern und Schwestern, die an der Basis wirken: mehrere von ihnen wurden wegen ihres sozial-revolutionären Engagements aus ihrem Wirkungsfeld entfernt.

Das aufsehenerregendste Beispiel war das des spanischen Dominikaners *Manolo Batalla*, Pfarrer eines Armenviertels in Managua; das jüngste sind vier Franziskanerinnen, Leiterinnen einer Schule in den Vororten Managuas.

► *August 1981:* Während der Sonntagsmesse verabschiedet sich Pater Batalla von seiner Gemeinde: auf Verlangen des Erzbischofs von Managua, Mgr. *Obando y Bravo*, ist er von seinem Oberen abberufen worden. Die Christen der Gemeinde reagieren: sie demonstrieren mit Transparenten vor dem Sitz des Erzbischofs, sie laden ihn zu Verhandlungen ein und sie

warten in permanenter Versammlung in der eigenen Pfarrkirche. Der Generaloberer der Dominikaner kommt nach Nicaragua und erfährt von Obando y Bravo, Pater Batalla werde angeschuldigt, die Gläubigen durch seine «zu politischen» Predigten gespalten zu haben. Außer einigen Zeitungsartikeln, in denen der Dominikaner den Erzbischof kritisiert, können aber keine Beweise beigebracht werden. Da diese endgültig ausbleiben, darf Pater Batalla nach einem zweimonatigen «Urlaub» in Spanien nach Nicaragua zurückkommen; allerdings hat ihm der Erzbischof die Ausübung seiner priesterlichen Funktionen untersagt.

► *Dezember 1981:* Die Bewohner von Ciudad Sandino, einer nach dem Erdbeben von 1972 gebauten Hüttensiedlung am Stadtrand von Managua (heute 40000 Einwohner), besetzen die Schule R. Clemente: sie protestieren gegen die Abberufung von vier Nonnen, die die Schule bisher geleitet haben. Es werden Tausende von Unterschriften gesammelt: durch eine Petition wird die Ordensoberin in Spanien gebeten, ihren Entschluß rückgängig zu machen. Regierungsjunta und Erziehungsministerium, die mit Demonstrationen vor dem Regierungspalast aufgefordert wurden, zu Gunsten der Schwestern zu vermitteln, bemühen sich sowohl beim Apostolischen Nuntius als auch bei der Oberin, die nach Nicaragua eingeladen wird. Als Folge der Reaktionen von Bevölkerung und politischen Behörden präzisiert Obando y Bravo in einem Interview: «*Die Versetzung von Geistlichen ist eine innere Angelegenheit der Kirche.*»

Diese Beispiele sind keine Einzelfälle. Sowohl die katholische als auch die protestantischen Kirchen leiden unter einer tiefen inneren Spaltung. Die Krise zwischen den Christen spiegelt den politischen Kampf zwischen Anhängern der FSLN (sandinistische Befreiungsfront) und der bürgerlichen Opposition: Den zwei politischen Konzepten entsprechen zwei gegensätzliche Auffassungen von Kirche.

Richtungen in den Kirchen gestern und heute

In Nicaragua haben sich, zum erstenmal in der Geschichte, Christen in einen revolutionären Prozeß integriert. Unter dem Einfluß des II. Vatikanischen Konzils, der Bischofskonferenz in Medellín und der Zuspitzung der Situation im Lande hatte sich die katholische Hierarchie in den siebziger Jahren stark gewandelt. Die Bischöfe selber wurden zu Anklägern der Diktatur, vermittelten zwischen FSLN und Somoza und billigten im Juni 1979 den bewaffneten Aufstand. Sehr viele Laien, katholische wie protestantische, und einige Geistliche kämpften mit; andere versorgten die FSLN mit Munition, Lebensmitteln und Medikamenten. Zum Sieg im Juli 1979 unterstützten praktisch alle Christen die FSLN. In ihrem Brief vom November 1979 (vgl. Orientierung 1980, S. 15ff.) drückten die Bischöfe ihr Vertrauen in die Sandinisten aus und forderten die Gläubigen auf, beim Aufbau des neuen Nicaragua mitzuarbeiten.

Anzeichen einer Krise zwischen katholischer Hierarchie und Regierung waren aber schon Anfang 1980 erkennbar. Deutlich wurde sie im Oktober desselben Jahres in der polemischen Antwort der Bischofskonferenz (vgl. Orientierung 1981, S. 21) auf das Dokument der FSLN über die Religion, das von den meisten christlichen Kreisen positiv bewertet worden war. Der Höhepunkt wurde im Zusammenhang mit dem Streit um die Priester in der Regierung und die ultimative Rücktrittsforderung seitens der Bischofskonferenz vom 1. Juni 1981 (vgl. Orientierung 1981, S. 138ff.) erreicht.

Heute noch sind unter den Bischöfen verschiedene Strömungen vertreten: Mgr. *López Ardón* (Estelí) unterstützt den gegenwärtigen politischen Kurs; Mgr. *Obando y Bravo* (Managua) und Mgr. *Vega* (Juigalpa) lehnen ihn mehr oder weniger offen ab, während die restlichen drei Bischöfe zurückhaltend sind. Die Bischofskonferenz als ganze äußert sich meistens gegen die revolutionäre Regierung.

An der Basis sind die Lager nicht genau abzugrenzen. Das Bürgertum umgibt die Bischöfe und drängt sie dazu, eine noch extremere Position einzunehmen. Es macht nur etwa 6 Prozent der Bevölkerung aus, kann aber durch Medien, Organisationen und Parteien weitere Schichten beeinflussen. Die Position der gewerkschaftlich unter der CLAT organisierten Arbeiter steht jener des Bürgertums sehr nahe. Die Mehrheit des Volkes und des niederen Klerus, katholisch wie protestantisch, steht aber auf der Seite der Regierung.

Position der Sandinisten

Die Kultusfreiheit wurde von der FSLN schon in den ersten politischen Programmen garantiert. Im erwähnten «Communiqué über die Religion» (vgl. Orientierung 1981, S. 22ff.) bestätigt die Führung der FSLN dieses Prinzip und bemerkt unter anderem: «Einige Autoren haben behauptet, daß die Religion ein Mechanismus der Entfremdung sei, der dazu diene, die Ausbeutung einer Klasse durch die andere zu rechtfertigen. Diese Behauptung hat zweifellos einen historischen Wert ... Dennoch stellen wir Sandinisten fest, daß nach unserer Erfahrung die Christen, wenn sie – gestützt auf ihren Glauben – in der Lage sind, sich den Anforderungen des Volkes und der Geschichte zu stellen, von ihrem eigenen Glauben zum revolutionären Engagement gedrängt werden.»

Diese Stellungnahme wird heute von den Tatsachen bestätigt: drei Priester dienen als Minister, ein vierter wirkt in der Leitung der Sandinistischen Jugend; Christen beteiligen sich massiv in der Miliz, in den Massenorganisationen oder in freiwilli-

Seminare für Atem-, Stimm- und Sprechschulung

4.-11. Juli/17.-24. Juli/24.-31. Juli 1982
in Boldern/Männedorf und in Loccum/Hannover

Leitung

Prof. Dr. Horst Coblenzer, Max Reinhardt-Seminar, Wien, und Mitarbeiter.

Teilnehmerkreis

Vorrangig alle Berufe, bei denen viel gesprochen wird oder Atem und Stimme ein besonderes Training verlangen (Lehrer, Logopäden, Ärzte, Psychologen, Pfarrer, Führungskräfte aus Industrie, Wirtschaft, Verwaltung und Politik, Kindergärtnerinnen, Schauspieler, Musiker, Sänger und Chorleiter).

Ziele

Atem – Stimme – Sprechen als Persönlichkeitserfahrung und Kontaktintensivierung; Vertrauen in die persönliche Ausdrucksfähigkeit, Förderung der Aufnahme- und Mitteilungsbereitschaft. Freude am kommunikativen Kontakt, der zwischenmenschliche Beziehungen beeinflusst; Kenntnis der psycho-physiologischen Zusammenhänge und Beherrschung ihrer Funktion.

Sekretariat: Boldern, CH-8708 Männedorf. Verlangen Sie bitte das detaillierte Programm (Tel. 01/922 11 71).

gen Arbeitsaktionen; Bildungsmaterial wird meist von christlichen Organisationen ausgearbeitet; die religiösen Traditionen erleben einen neuen Aufschwung ...

Die Ursachen der Krise sind weder in der offiziellen Position der FSLN noch in der Intoleranz einiger dogmatischer Marxisten zu suchen.

Religiöse Option hat politische Folgen

Die Spaltung zwischen den Christen entsteht aus zwei gegensätzlichen Interpretationen der Bibel: die erste setzt den Schwerpunkt des Christ-Seins auf das spirituelle Leben; die zweite sieht das Wirken unter den Armen und die Identifizierung mit ihnen als unerläßlichen Ausdruck des Glaubens. Die religiöse Option hat ideologische und politische Folgen: sie führt zur Ablehnung oder zur Billigung des revolutionären Prozesses mit seiner sozialistischen Linie. Dabei muß die derzeitige Radikalisierung der beiden Positionen im Zusammenhang mit den steigenden Spannungen der nationalen und internationalen Politik betrachtet werden.

Auf internationaler Ebene spielt der zunehmende Widerstand der USA gegen die sandinistische Regierung die entscheidende Rolle. Die Sperrung der Kredite und der Weizenlieferungen, die Androhung eines Wirtschaftsboykotts oder gar einer militärischen Intervention sind nur die auffallendsten Versuche, den nicaraguanischen Prozeß zu gefährden. Die USA verwirklichen heute eine Strategie, welche während der Wahlkampagne Reagans im «Dokument von Santa Fé» vorgezeichnet wurde: «Die Außenpolitik der USA muß der Theologie der Befreiung, wie sie in Lateinamerika angewendet wird, entgegenzutreten beginnen ...» Das äußert sich in der finanziellen Unterstützung von Sekten und Evangelisierungskampagnen, welche, vor allem an der Atlantikküste, im Volk eine antisandinistische Haltung propagieren.

Im gleichen Zusammenhang ist die Arbeit des CELAM (Lateinamerikanischer Bischofsrat) zu erwähnen. Dessen derzeitige Leitung betrachtet die sandinistische Revolution als «hoffnungslos marxistisch-leninistisch» und kämpft mit Schulungskursen für Geistliche und Laien und mit großem Druck auf die nicaraguanischen Bischöfe gegen die «Verbreitung des Kommunismus».

Die politische Situation im Inneren ist zwar einerseits gekennzeichnet durch die Festigung des revolutionären Prozesses (Aufbau der neuen staatlichen Strukturen, Verbreitung der Massenorganisationen, Agrarreform usw.), andererseits aber durch die Offensive der Rechten. Das zur Macht strebende Bürgertum wendet eine gefährliche Waffe an: den ideologischen Kampf im religiösen Bereich.

Seine Strategie stützt sich auf die traditionelle Religiosität der Nicaraguaner und auf den marxistischen Hintergrund mancher sandinistischer Führer. Sie versucht, der FSLN das Vertrauen an der Basis zu entziehen, indem sie dem Volk die Gleichung «Sandinist = Kommunist = Atheist = Verfolger der Religion» suggeriert, der sie die Gleichung «Bürgerlicher = Christ = Verteidiger der Religion» gegenüberstellt. Gerade der nicaraguansische Prozeß hat aber den Anachronismus einer solchen Behauptung bewiesen und zwei alte Klischees zerstört: die Behauptung der konservativen Kirche, daß Politik nichts mit Religion zu tun habe, und die des traditionellen Marxismus, nach welcher die Religion keine revolutionäre, gesellschaftsverändernde Dimension in sich begreife.

Wie sich «La Prensa» des Erzbischofs bedient

In der politisch-religiösen Auseinandersetzung spielen der Erzbischof von Managua und die oppositionelle Zeitung «La Prensa» die Hauptrolle. Beide genießen noch den Ruhm, den sie durch ihren offenen Widerstand gegen die Diktatur verdient hatten, und sie vermögen die Meinung des Volkes stark zu beeinflussen.

Der bürgerlichen Opposition mangelt es an einer Führungsgestalt, die mit den sandinistischen Kommandanten konkurrieren könnte: die Figur des Erzbischofs bietet ihr einen günstigen Ersatz. Mgr. Obando y Bravo behauptet seine Unabhängigkeit von jeglicher Partei, aber in Tat und Wahrheit unterstützt er die politischen Ziele der Rechten. In seinen Reden verkündet er, die revolutionäre Regierung werde totalitär und verliere das Vertrauen des Volkes; Veranstaltungen bürgerlicher Kreise werden immer öfter durch seine Gegenwart aufgewertet; er ist meist direkt oder indirekt für die Versetzung engagierter Geistlicher verantwortlich.

Gefährlicher als die aktive Unterstützung ist aber die Manipulation, die mit der Figur Mgr. Obandos getrieben wird. Hier einige Beispiele aus «La Prensa»:

▷ Als die Regierung von Venezuela Mgr. Obando y Bravo den «Orden Francisco Miranda» verlieh, druckte «La Prensa» eine Sonderausgabe: 36 Fotos Obandos mit Glückwünschen kommerzieller und industrieller Firmen, politischer Parteien und Gewerkschaften der Opposition. Das tönte zum Beispiel so: «Mit dem ganzen Volk Nicaraguas jubeln wir über die Ehrung mit dem Orden Francisco Miranda, durch welche das Volk und die Regierung Venezuelas die spirituelle und menschliche Arbeit unseres Bischofs anerkannt haben, der unser Land auf den Weg des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit führt. CAFÉ SOLUBLE S. A.»

▷ Zu Weihnachten hielt Mgr. Obando y Bravo eine feierliche Rede bei der CONAPRO (Verband der akademischen Berufsorganisationen). Diese Nachricht wurde gleichzeitig mit einer seitenlangen politischen Stellungnahme derselben CONAPRO gegen die Regierung gedruckt.

▷ Im August 1981 veröffentlichte «La Prensa» gefälschte Aussagen von Außenminister d'Escoto gegen den Erzbischof. Daraufhin wurde die Zeitung während einiger Tage geschlossen. Aus Solidarität ließ sich Mgr. Obando mit der Redaktion fotografieren.

In «La Prensa» erscheinen täglich Artikel mit religiösem Charakter, die grundsätzlich zwei Ziele anstreben: erstens verbreitet man die Idee, daß eine Zusammenarbeit zwischen Christen und Marxisten unmöglich sei, zweitens propagiert man eine Religion, welche in der Kirche die Autorität der Hierarchie verstärken und das Volk in die Passivität zurückführen will. Als Beispiel mögen einerseits die laufenden Kurztitel «Marxisten und Religion» oder «Was die Kirche über den Marxismus sagt», andererseits biblische Interpretationen mit spiritualistischem Charakter gelten. Ähnliche Ziele strebt man mit Sensationsmeldungen an, welche Wunder und Prophezeiungen «offenbaren», deren Glaubwürdigkeit selbst von der offiziellen Kirche bezweifelt wird.

Offener Brief der Basisgemeinden von Chontales

Am 5. November 1981 schrieben die christlichen Basisorganisationen der Region Chontales an den Apostolischen Nuntius, an die Bischofskonferenz und namentlich an den Bischof von Jugalpa, *Pablo Antonio Vega*, einen offenen Brief. Darin sprechen sie von «täglichen Erfahrungen» einer «Tendenz, die Kirche zu spalten» und die «alte Kirche der Reichen und Mächtigen wieder aufzubauen, die die engagierten Christen von sich ausschließt, dieselben, die früher von der Garde Somozas verfolgt wurden». «An der Spitze dieser Kirche», so heißt es weiter, stehe eben dieser Bischof, an den der Brief gerichtet ist. Ihm wird zur Last gelegt, progressive Priester versetzt oder ihnen die Trennung von der Gemeinde angedroht zu haben. Den Christen in den Massenorganisationen der Sandinisten wurde vom Bischof die Teilnahme an religiösen Seminaren, ja sogar am sakramentalen Leben verweigert, und zwar unter der extremen Alternative «hie Christus, dort der Teufel» bzw. «entweder mit der Kirche oder mit der Revolution». In Predigten, so heißt es weiter, greife er namentlich mehrere Minister der Regierung sowie die Agrarreform und die Kampagne für die Gesundheit an. Uniformierte Miliz-Angehörige weise er von der Kanzel herab aus dem Gottesdienst.

Soweit der offene Brief mit seinen Vorwürfen. Die darin berichteten Vorfälle berechtigen zu unserer Titelfrage: Sind dies alles wirklich nur innere Angelegenheiten der Kirche? – Es ist verständlich und berechtigt, wenn die katholische Hierarchie den Mißbrauch der Religion durch die Sandinisten verhindern will. Im heutigen Nicaragua ist aber nicht zu übersehen, daß in Wirklichkeit die offizielle Kirche durch die bürgerliche Opposition monopolisiert wird: die Oligarchie, welche die Wirtschaft immer noch zu 60 Prozent beherrscht, hat sich in den kirchlichen Institutionen eingenistet und manipuliert sie für ihre Ziele. «Die größte Bedrohung für die nicaraguanische Revolution ist nicht Reagan», sagte einmal der Kommandant *Tomás Borge*, «sondern wer glauben macht, diese Revolution sei kommunistisch und atheistisch.» Diese Worte sind bedenkenswert.

Maria Rosaria Regolati, Zürich

DIE AUTORIN, Architektin dipl. ETH, stammt aus dem Tessin. In diesem Winter weilte sie knapp drei Monate in Nicaragua.



ORIENTIERUNG.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher,
Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert
Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Ray-
mund Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556 967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982:

Schweiz: Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten
Fr. 24.-

Deutschland: DM 37.-/Halbjahr DM 21.-/Studenten
DM 28.-

Österreich: öS 285.-/Halbjahr öS 160.-/Studenten
öS 200.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 45.- (Der Mehr-
betrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern
mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich